

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Bur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.

Johannistag.

Johannes Walther.

Johannistag? Es leuchtet weit die Flur,
In duft'gem Schimmer steht der Rosen Blüte.
Sieht nicht dein Auge überall die Spur
Von Gottes Allmacht und von seiner Güte?
Ist nicht ein Wunder jede Blume hold?
Ist Offenbarung nicht der Auen Segen,
Des Vogels Lied, der schweren Aehre Gold,
Die schon dem Erntetage reift entgegen?

Johannistag! Ach, führt dich nicht hinein
In andres Feld der Ruf des Gottesmannes,
Des Wahrheitszeugen ohne Furcht und Schein,
Der Herold deines Heilands, Sanct Johannes?
Wo trägst du heut' die schönsten Rosen hin,
Die frühe blühen und welken und vergehen?
Wohin, du ernster Wanderer, steht dein Sinn,
Wo willst du Einkehr halten, stille stehen?

Dort tut sich auf das stille Gottesfeld,
Auf dem es Sättag zu allen Zeiten,
Ob unter weißen Flocken schläft die Welt,
Ob sich im Lenz die Fluren blühend weiten.
In Jesu Namen treten wir hinein
Und schau'n uns an und falten still die Hände,
Daß unser letzter Eingang möge sein
Gesegnet hier dereinst zu sel'gem Ende!

Seid uns gegrüßt, ihr Hügel klein und groß,
Ihr stillen Prediger, ihr Kreuze, Steine,
Ihr lieben Schläfer in der Erde Schoß,
Gegrüßt, du stille harrende Gemeinde!
Der Sabbat kam, die Arbeit war vollbracht,
Nach Osten schauend legten wir Euch Alle;
Schlaft still! Es kommt der Tag da ihr erwacht
Bei Osterglocken, Osterpsalmenschalle.

Und stille finnen wir, wer dieser war,
Und was er dir für Ewigkeit gewesen —
Wie Jener unten liegt nun kaum ein Jahr
Und schon auf dieser Erde längst vergessen;
Wie dort nun Jahr um Jahr die Liebe weint,
Weil Eines vor dem Andern ging zum Frieden,
Und wie des Todes Stunde dort geeint,
Was er doch nimmer hatte ganz geschieden.

Und stille finnen wir: Wie wird es sein,
— Nach langen Jahren oder kurzen Stunden —
Wenn auf dem Kreuze steht der Name mein,
Und wenn auch du ein stilles Grab gefunden?
Wie wird es sein, wenn einst der Morgen strahlt,
Wenn hier sich hebend öffnen Grab und Hügel,
Wenn hier das Osterhalleluja schallt
Und himmelan sich heben Engelsflügel!

Sieh, auf den Höhen leuchtet Flammenschein
Und kündet eines Jahres Sonnenwende.
O, Sorge, daß es nicht der Seele dein
An Glaubensöl und Licht gebricht am Ende,
Daß deine Liebe unvergessne Saat
Für hier und dort in Menschenherzen streue,
Und daß du hoffest, betest, früh und spät,
In rechtem Himmelsinn und Pilgertreue!

Johannistag! Wie ernst doch redest du
Von holdem Blühen und Wellen und Vergehen,
Von kurzer Saezeit und langer Ruh,
Von Trennungsweg und sel'gem Wiedersehen.
Johannistag! Zum ew'gen Licht hinauf
Nimm, Christenseele, deine Sonnenwende!
Durch Licht und Dunkel führe dich dein Lauf
Zu jenem Sonnentage ohne Ende!

Des Lebens Leid.

Roman von A. Gamburg.

(3. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Heute antwortete Frau v. Schilborn auf den Blick ihres Sohnes mit einer Träne, die sie sich verstoßen aus dem Auge wischte. Dann sprach sie mit zitternder Stimme das Dankgebet und die Familie versank in Schweigen, so lange wie der Bursche das Geschirr vom Tische abräumte.

Der Vater erhob sich bald, um in sein Zimmer

zu gehen, die Frau setzte die Kinder zum Zwecke der Schularbeiten an den großen Eßtisch, Elli mußte die Aufsicht dabei führen, und die fleißigen Hände der Hausfrau bemühten sich, aus ihrem vorjährigen Sommerkleide zwei moderne Kostüme für ihre beiden kleinsten Töchter anzufertigen.

Kurt nahm einige Bücher vom Brett und verließ das Haus.

Das Mädchen erschien mit einer Tasse Kaffee, die Frau v. Schilborn ihr abnahm, um sie selbst in das Zimmer ihres Mannes zu bringen.

Kurt hat mir heute recht leid getan," bemerkte sie, während der Major den Kaffee trank.

"Das ist eine falsche Weichherzigkeit von dir," sagte er unfreundlich. "Wenn die Kinder sehen, daß die Eltern entbehren, müssen sie es auch lernen, Kurt ist alt genug dazu."

"Es wird ihm auch nicht schwer," erwiderte die Mutter. "Seit meine Zulage mit Vaters Tode aufgehört hat, müssen die Kinder manche kleine Annehmlichkeit entbehren, die ich ihnen früher zuwenden konnte. Eli hat alles das schmerzlich empfunden und ihre Gefühle niemals beherrscht, während Kurt ohne das geringste Zeichen von Unzufriedenheit die einfachere Kost, Kleidung und was alles damit zusammenhängt, ertragen hat."

"So mag er stillschweigend auf ein überflüssiges Vergnügen verzichten."

Frau v. Schildborn lächelte traurig. "Die Schulpfortien sind für Kurt bei seinem etwas zurückhaltend angelegten Wesen überhaupt nur ein sehr geringes Vergnügen. Er hält die Beteiligung daran für eine Art Ehrensache, für etwas, wozu ihn seine Stellung als einer der vornehmeren Schüler verpflichtet. Du kannst dir wohl denken, wie rücksichtslos die Söhne wohlhabender Eltern darüber spotten mögen, wenn unsere Söhne bei solchen Gelegenheiten fehlen."

"Ja, Charlotte, du magst recht haben, es ist hart für den armen Jungen, aber denke daran, wie wir jetzt sparen müssen. Ich bekomme mein Gehalt höchstens noch drei Monate, solange wir die Wohnung bezahlen; dann kommt der Umzug und kein Mensch gibt uns etwas dazu. Oder möchtest du hier bleiben — hier, wo uns dieser Schlag getroffen hat?"

"Es würde mir sehr schwer werden," sagte sie weinend, "aber ehe wir unsere kleinen Ersparnisse an einen Umzug wenden, wollen wir doch lieber hier warten, ob sich für dich keine Stelle mehr findet, damit wir nicht zweimal zu ziehen brauchen."

"Da du selbst davon anfängst, Charlotte," gestand er ihr leise, "will ich es dir nur mitteilen, daß ich mich bereits zu zwei Stellen gemeldet habe. Die eine ist ein Bürgermeisterposten, die andere die Stelle eines Badedirektors in einem Luxusbade. Sprich jetzt nicht weiter davon und quäle mich nicht mit Fragen. Bis mein Abschied heraus ist, hoffe ich, wird die eine oder die andere Entscheidung zu meinen Gunsten getroffen sein."

In den Augen der betrübten Frau leuchtete es auf mit einem Schimmer, der an den strahlenden Glanz in den Augen ihres Bruders erinnerte.

"Du guter Mann!" sagte sie, die Arme um ihn schlingend, "sieh, ich habe auch eine gute Nachricht für dich. Vorhin war ich bei Mama und habe dort meinen Bruder getroffen. Leo ist vollkommen damit einverstanden, daß Mama mir ihre Witwenpension abtritt. Er ist sehr wohl in der Lage, Mama, die doch schließlich seine Wirtschafterin ist, standesgemäß zu erhalten. Wir können die neunhundert Mark unbedenklich annehmen. Ich betrachte sie auch von Mamas Seite als einen Ersatz für den Zuschuß, den wir bei meines Vaters Tode verloren haben

und der doch damals erforderlich war, damit wir heiraten konnten."

"Diese Handlungsweise entspricht ganz und gar dem Charakter meines Bruders," meinte Herr v. Schildborn. "Wenn er nicht etwa heiratet, glaube ich auch, daß wir ihm die Sorge für Mama ruhig überlassen können."

Die Frau lachte trotz ihrer Tränen. "Der und heiraten!" meinte sie. "Da kennst du ihn doch ganz schlecht, Männchen. Der lebt nur für seine Praxis und das leibliche Wohl seiner Patienten. Ich glaube nicht, daß es eine Dame gibt, die sich rühmen könnte, seine Aufmerksamkeit jemals erregt zu haben. In seinem Berufe, hoffe ich, wird er es weiter bringen, als die meisten seiner Standesgenossen, zum Ehemann aber, fürchte ich, ist er verdoeben."

"Nun, wie dem auch sei, er ist ein edler, selbstloser Mensch, und seine Tätigkeit und Tüchtigkeit wird richtig gewürdigt, das ist auch etwas wert." Die letzten Worte sprach der Offizier nicht ohne Bitterkeit aus.

Als Charlotte nicht antwortete, fing er an, auf einem Blatt Papier zu rechnen. "Es kommen also von dir aus vorläufig zu meiner Pension dreihundert Taler," sagte er; "wenn ich dann noch einen kleinen Posten finde, so dürfen wir ja am Ende hoffen, daß wir leben können, ohne daß unsere Kinder sich an solche Bitterkeiten zu gewöhnen brauchen, wie sie Kurt heute empfunden haben mag."

Die Frau küßte ihren Gatten auf die Stirn und kehrte leise an ihre Schneiderarbeit in der Kinderstube zurück. Eli hatte von selbst angefangen, etwas daran zu nähen, und die kleinen Mädchen verkündeten jubelnd, daß die Schularbeiten bald fertig wären.

Währenddessen saß Kurt in grenzenlos verbitterter Stimmung in der Konfirmandenstunde. Er kämpfte mit sich, ob er nicht nachher zu Onkel Doktor v. Holst gehen und ihn ins Vertrauen ziehen sollte, er dachte daran, ihn zu bitten, er möchte ihm doch die zwei Mark geben, die ihm nach seiner Ansicht so nötig waren.

Unter diesen Betrachtungen litt aber die Aufmerksamkeit für den Unterricht nicht wenig.

Da ertönte eine Frage und der Name "Kurt v. Schildborn." Kurt erschrak, er hatte nicht aufgepaßt; ein mißbilligender Blick traf ihn, dann hörte er den Namen "Karl Wagner."

Kurt warf einen schnellen Blick auf den bis dahin von ihm wenig beachteten Nachbar aus der Volksschule. Der rothhaarige Schlingel konnte ebenfalls nicht antworten, und als der Pfarrer insgedessen weiter ging mit seiner Frage, stieß Karl Wagner den Gymnastiken vertraulich mit dem Ellbogen in die Seite und grinste ihn an.

Kurt war so mit seinem Kummer beschäftigt, daß er die Zurückweisung vergaß, die er sonst wohl für diese Annäherung gehabt haben würde. Der andere wurde deshalb zudringlich und rückte näher an ihn heran.

Die Stunde war zu Ende. Da tönte ein leises Flüstern an sein Ohr: "Schildborn, hast du Geld?"

Er errötete rasch, aber um nichts in der Welt hätte er dem Volksschüler eingestanden, daß er kein Geld habe.

„Natürlich,“ entgegnete er und dachte an die Mark, die für das Jubiläumsgeschenk seines Direktors bestimmt war.

„Dann komm mit,“ hörte er es wieder flüstern, „draußen am Tore steht eine Bube, da wird geknobelt. Zu rauchen haben wir auch was, der Frize kommt nämlich mit, der stiehlt seinem Alten die Zigarren im Laden. Komm mit! Wer Geld hat zum Einsatz, der kann gewinnen.“

„Komm mit,“ sagte die Stimme der Versuchung. Der arme Junge wurde so furchtbar knapp gehalten, er hatte so früh den Druck kennen gelernt, den die Notwendigkeit erzeugt, nach außen einen Wohlstand zu zeigen, von dem das Innere des Hauses nichts weiß. Sein Vater hatte ihm heute zum ersten Male eine Ausgabe, selbst für diesen äußeren, sonst so hoch gehaltenen Zweck, abgeschlagen und nun sah er die Möglichkeit vor sich, das verweigerete Geld zu erlangen. Er brauchte nur die Mark zu riskieren, die er schließlich ebensowenig verpflichtet war, zu geben, wie die zwei Mark für die Partie.

Beide Leistungen waren ja freiwillig. Der Kampf war kurz. Da stand der verschmitzte Sohn des Arbeiters und daneben breit und behäbig der Zigarrenfrize aus der Bürgerschule. Warum sollte man sich nicht anschließen? Kurt v. Schildborn war in einer Stimmung, in der sogar schon Knaben seines Alters zum Selbstmord gegriffen haben.

Er gab es zu, daß der kleine häßliche Wagner sich an seinen Arm hing, und willenlos, nur mit dem Gedanken an die Mark, die er einsetzen wollte, beschäftigt, folgte er den beiden Gefährten nach der sogenannten Würfelsbude.

Es war dieses Würfelspiel ein kleiner unerlaubter Nebenverdienst, den der Wirt einer Vorstadtkeipe betrieb. Es dämmerte kaum und die drei Knaben fanden das Lokal noch ziemlich leer. Die Kellnerin brachte trübes, warmes Bier, Frize präsentierte seine gestohlenen Zigarren und Kurts Lippen berührten zum ersten Male in seinem Leben den Rand eines Schnapsglases. Tränen traten ihm in die Augen bei dem ersten Schluck von der heißen Flüssigkeit.

„Trink doch, Mensch, die halten dich ja für ein Wickelkind,“ flüsterte ihm Karl Wagner zu.

Kurt sah sich um. Die Blicke, die der Wirt und das Schenkermädchen auf ihn richteten, schienen allerdings diese beleidigende Annahme zu bestätigen. Er tat einige herzhafteste Züge aus der schweren, ihm gleichfalls ungewohnten Zigarre — Frize stahl keine schlechte Sorte — dann stürzte er das Glas Rimmel hinunter und noch einen Schluck Bier hinterher.

Die anderen folgten seinem Beispiel, dann standen alle drei auf und traten an den Schenkertisch, um zu würfeln. „Bitte, der Herr Baron zuerst,“ sagte der Wirt.

Kurt erschrak. „Kennen Sie mich?“ fuhr er unvorsichtig heraus.

Niemand im ganzen Lokal schloß sich aus von dem dieser Frage folgenden Gelächter.

„Schafmeister,“ flüsterte Frize mit einer höchst unhöflichen Bewegung seines Fingers gegen die Stirn.

Kurt schwammen die Augen und alles um ihn her drehte sich. Trotzdem begriff er, daß er eine Dummheit gemacht habe. Er griff hastig nach dem zinnernen Becher und würfelte. Dann würfelten die anderen und nach einiger Zeit hatte Kurt einen Gewinn von etwa fünfzig Pfennigen gemacht.

„Stecke die Mark ein und spiele mit dem Gewinne weiter,“ raunte ihm Wagner zu. Kurt erklärte, er hätte die Spielregeln nicht verstanden und wollte sie kennen lernen.

„Herr Baron werden doch nicht zweifeln, daß hier alles ehrlich zugeht?“ fragte der Wirt. Sein Blick sagte aber deutlicher als Worte, daß in einem solchen Falle die Auseinandersetzung höchst ungemütlich werden würde.

„Gewiß nicht, natürlich nicht,“ versicherte der Knabe. Nun wurde kein Bier mehr gebracht, nur noch Brantwein. Frize schenkte dem Wirt eine Zigarre und Karl Wagner hielt den Augenblick für geeignet, aus der Tasche seiner Jacke ein schmieriges Zeitungsblatt hervorzuholen, das er auf dem Tische ausbreitete.

Es war ein von einer Auswanderungsagentur verbreitetes Flugblatt, in dem die Lohnverhältnisse der südamerikanischen Salpeter- und Quecksilberbergwerke mit den Löhnen in unseren Kohlenwerken verglichen wurden.

Freilich verschwieg das Blatt, daß infolge des häufigen Wechsels im Großkapital und der raschen, oft nur einmaligen Ausbeutung der Schächte auch die Arbeit oft schon nach Wochen für einen Mann zu Ende sei, da lange dauernde, oft auf Lebenszeit bindende Kontrakte, wie bei uns, dort nicht abgeschlossen werden. Es wurde auch nicht gesagt, daß in jenen öden, gänzlich regenlosen, unfruchtbaren Gegenden die einfachsten Lebensmittel fehlten und für die Arbeiter nur zum zehnten, ja zwanzigfachen der in Europa üblichen Preise zu haben seien.

Das alles wurde verschwiegen und bemängelt, die Gefahren des Klimas geleugnet, dagegen die Zahlen und Summen der Löhne mit großer Genauigkeit angegeben.

„Hier hält man es für unerhört, wenn ein fleißiger Mann in der Tiefe der Erde unter den denkbar härtesten Lebensbedingungen an einem Tage sechs bis sieben Mark verdient,“ schrieb das Blatt, „Philologen und andere höher gebildete Männer beneiden den Häuer um diesen Lohnsatz. Dort ist es aber nichts Seltenes, daß ein geschickter und kräftiger Mann in einem Tage die Summe von hundert Mark erwirbt.“

Mit halblauter Stimme las Karl Wagner diese Schilderung vor und mit gespannter Aufmerksamkeit und glühenden Wangen hörten die beiden anderen Knaben zu. Dann setzte der Kleine ihnen auseinander, daß er entschlossen sei, sein Glück dort zu versuchen.

Nach New-York kommst du nicht unter hundert Mark. Wie willst du nach Chile kommen? Das ist dreimal so weit," fragte Kurt, dem die Abenteuerlust des Knirpses imponierte.

"Ich komme schon hin," entgegnete jener selbstbewußt, und mit ganz leiser Stimme fügte er hinzu: "Ihr wißt doch, mein Vater ist Schlosser. Na, das nötigste habe ich ihm abgequakt, und wo er die Dietriche hat, weiß ich auch."

"So willst du stehlen?"

"St! nicht so laut! Der Schlosser Lohmann hat einen großen Schrank, da liegt viel Geld drin, vielleicht so viel, daß zwei oder drei dafür nach Chile reisen könnten."

"Daß ich ein Narr wäre! Ich komme mal zu meinen Alten in den Laden, was soll ich mich denn da in Amerika schinden?" lachte Frize behäbig.

"Waschlappen, wenn du mich verrätst, sollst du mich noch kennen lernen," zischte der Kleine boshaft und wütend.

Dann entwickelte er seinen Plan weiter. "Morgen wird bei Lohmanns das Kind begraben, da gehen alle fort, ich schleiche mich ein, und glückt die Sache, so bin ich zwischen zwölf und ein Uhr hier an diesem Tisch."

"Mit dem Geld?"

"Natürlich mit dem Geld."

(Fortsetzung folgt.)

Leichte Lektüre.

Die Schwiegermutter in der russischen Bauernfamilie. Im russischen Bauernhause herrschen patriarchalische Sitten. Ueber seinen Hausgenossen, auch den verheirateten Söhnen, waltet mit despotischer Strenge der Hausvater. In seinen festgefühten kleinen Staat tritt die junge Frau des Bauernsohnes als Fremde ein, und ihrer Schwiegermutter fällt es zu, sie zu beaufsichtigen und für die neue Welt, in der sie nun leben soll, zu erziehen. Dieses pädagogische Amt übt sie nicht immer mit der größten Milde, und der Volksmund beehrt sie dafür in seinen Liedern mit schmückenden Beiwörtern wie die "Böse", "Brummige", "Mürrische", "die mit der schiefen Haube", "die alte Teufelin", "die grausame Schlange". Namentlich beklagen sich die jungen Frauen, daß man sie früh nicht schlafen läßt:

Ich Junge bin müde, mich schläfert,
Ich neige mein Haupt auf das Kissen.
Frau Schwieger spaziert in dem Vorhaus,
Voll Zorns und mit großem Spektakel.

Der Chor: Sie pochet, sie klopset, sie klopset, sie pochet,
Erlaubt nicht der Jungen zu schlafen.

Steh auf, steh auf, steh auf, du Schläferin!
Steh auf, steh auf, steh auf, du Träumerin,
Du Schläferin, du Träumerin, du Bummlerin!"

Ebenso macht es der Schwiegervater. Nur der Liebste schleicht auf den Zehen und spricht:

Schlaf, schlaf, schlaf, du kleine Verständige!
Schlaf, schlaf, schlaf, du kleine Gescheite,
Gejagte, Gehegte, früh Weggegebene!

Doch auch dieser Liebste hat seine rauhen Seiten: in seiner Hand ruht die Peitsche, und, wie Prof. Otto Schrader in einem Aufsatz über das russische Dorfleben (im Januarheft von Westermanns Monatsheften) betont: daß er sie gebraucht, ist eine alltägliche Erscheinung. Doch muß man dabei nicht vergessen, daß der Bauer selbst seit Urzeiten an die Prügelstrafe gewöhnt ist. Wenn Väterchen Zar, der im heiligen Rußland unbeschränkt herrscht, mit seinem Muschil so verfährt, warum sollte da der Bauer die gleichen Rechte nicht in seinen vier Wänden ausüben? Dazu kommt eine zweite, höchst merkwürdige Erscheinung. Diese jungen Frauen wollen geschlagen werden, oder wenigstens, sie wollen einen Mann haben, der schlagen kann. Sie würden es als Schlappeheit oder auch als Kälte von seiten des Mannes auffassen, wenn sie faul, nachhaft, ungehorsam, puzsüchtig — besonders lieben sie es, sich zu schminken —, untreu usw. gewesen sind, und der Mann wollte sie nicht handgreiflich "belehren", wie der technische Ausdruck für "schlagen" lautet. Die Peitsche in der Hand des Mannes ist diesen schwachen und leidenschaftlichen Wesen ein Zeichen seiner Stärke und Männlichkeit, und jederzeit haben diese Eigenschaften den Frauen imponiert. Nur in der Form, nicht in der Sache ist also unsere Welt eine andere als jene halbasiatische in Osteuropa.

Haushirtschaftliches.

Etwas von der Behandlung des jungen Gemüses. Dem jungen Gemüse wird oft durch falsche Behandlung beim Waschen und Zupuzen und auch beim Kochen viel von seinem würzigen Geschmack und von seinem Nährwert entzogen. Man beachte erstens, daß das Gemüse bei dem Zupuzen nicht im Wasser liegen bleibt und dadurch schon Saft verliert; es wird erst schnell gewaschen, dann geschält oder abgeschabt und darnach nur noch einmal überspült. — Zweitens soll man das junge Gemüse nicht, wie es vielfach geschieht, in kleine, feine Streifen schneiden, auf diese Weise würde ihm auch wieder viel Saft entzogen; kleine Möhren und Karotten, wie man sie jetzt bekommt, läßt man ganz oder schneidet sie einmal durch. Die Kohlrabi schneidet man in Hälften und diese wieder in nicht zu dünne Scheiben. Die kleinen, jungen Bohnen, bei welchen es noch keine Fäden abzuziehen gibt, bricht man auch nur einmal auseinander; derartig geschnittenes Gemüse schmeckt viel kräftiger, als das kleingeschnittene. — Drittens darf man das junge Gemüse nicht erst in Salzwasser abkochen, wie man es bei dem alten Gemüse macht, um ihm die unangenehme Schärfe zu nehmen; das junge Gemüse hat diese Schärfe nicht und würde bei dem Abkochen nur verlieren. Höchstens überbrüht man es schnell auf einem Sieb mit kochendem Salzwasser, wenn man es recht mild haben will, ehe man es mit Fleischbrühe oder mit kochendem gesalzenem Wasser und etwas Butter zum Weichkochen aufsetzt.